

# Cor Umbrarum

Von Flordelis

## Inhaltsverzeichnis

<b>Prolog: Das siebte Opfer ist hier. ....</b>	<b>2</b>
<b>Kapitel 1: Die ganze Sache läuft langsam aus dem Ruder. ....</b>	<b>4</b>
<b>Kapitel 2: Komm schon, Konia. ....</b>	<b>9</b>
<b>Kapitel 3: Er würde es Ihnen wohl kaum auf die Nase binden. ..</b>	<b>13</b>

## Prolog: Das siebte Opfer ist hier.

Ein metallisches Klicken verriet mir, dass die Kamera betätigt worden war. Erst dieses Geräusch riss mich wieder aus dem trance-artigen Zustand, in dem ich mich während der Begutachtung der Leiche befunden hatte. Gemeinsam mit all diesen Schaulustigen stand ich hinter dem gelben Absperrband, blickte darüber hinweg, an den Polizisten vorbei zu der Hauswand gegen die ein menschlicher Körper gelehnt war. Ein Loch klaffte in seiner Brust, es war, selbst auf diese Entfernung, deutlich, dass das Herz fehlte. Ferner war es mir selbst auf diese Distanz möglich, zu erkennen, dass viel Kraft aufgebracht worden sein musste, um sämtliche Muskelstränge und Rippen zu durchbrechen, um an das Organ zu kommen, das sauber herausgetrennt worden war.

Obwohl es spät war, noch dazu kalt und nass, hatte der Tatort bereits eine ansehnliche Menge von Schaulustigen angezogen, die – zu meinem Leidwesen – flüsternd Vermutungen über den Tathergang anstellten und dabei allesamt voller Denkfehler und Logiklöcher waren.

Ein Polizist deckte die Leiche gerade mit einem weißen Tuch ab, während ein anderer Beamter mit ausgestreckter Hand auf mich zukam, den Blick auf die Frau neben mir gerichtet.

„Würden Sie wohl aufhören zu fotografieren?“, forderte er mit leicht zitternder Stimme.

Die Frau schürzte die Lippen und tat so, als hätte sie ihn nicht gehört, tippte bereits fleißig auf ihrem Handy, wohl um das Bild weiterzuschicken, in der Hoffnung, dass der Beamte es sein ließ und wieder verschwand. Das sorgte aber nur dafür, dass er sie am Handgelenk ergriff. „Löschen Sie das Bild, Ma'am!“

Seine autoritäre Stimme ließ sie erbleichen, sie nickte hastig und löschte das Bild. Dann tauschte sie flüsternd nervöse Theorien mit ihren Freundinnen, allerdings derart leise, dass ich nicht mithören konnte, was auch verhinderte, dass ich den Drang unterdrücken musste, sie zu korrigieren.

Die Polizisten forderten die Schaulustigen auf, endlich weiterzugehen, was natürlich niemand tat, als mein Handy zu klingeln begann. Im Lärm der Menge war es kaum zu hören, aber der Ton resonierte mit meinem Körper, weswegen ich ihn sogar hören könnte, befände ich mich mitten in der Rushhour auf einem Highway.

Ich holte es aus meiner Tasche heraus und klappte es auf, um den Anruf anzunehmen, ohne auch nur einen kurzen Blick auf das Display zu werfen. Es gab immerhin nicht viele Personen, die mich anriefen. „Was gibt es?“

Mühevoll bahnte ich mir meinen Weg durch die Mensentraube, die mich, einer Welle gleich, eher wieder zurückzudrücken versuchte. Für einen kurzen Moment kam es mir vor, als befände ich mich wirklich in der Gewalt der Natur.

„Wo bist du gerade?“ Die Stimme meines Partners klang nur blechern durch den Hörer, bei diesem Lärm, der einem wütenden Bienenschwarm glich, war er kaum zu hören.

„Ich bin in der Greensdale Street.“ Jenseits der Menge atmete ich erst einmal auf. „Das siebte Opfer ist hier.“

Er gab ein leises Geräusch von sich, das wohl sein Verstehen ausdrücken sollte, mehr kam aber nicht. Eigentlich erwartete ich auch nicht viel, aber eine kurze Bemerkung, dass es außerhalb meiner Verantwortung lag, was geschehen war, hielt ich dennoch

für angebracht.

Doch natürlich sagte er das nicht. Stattdessen kam eine Aufforderung von ihm: „Komm wieder ins Labor zurück. Wir müssen uns was anderes einfallen lassen.“ „Verstanden.“

Ohne jede Abschiedsformel beendeten wir das Telefonat. Während ich das Handy wieder in meine Tasche steckte, wandte ich mich noch einmal in Richtung des Tatorts um. Das Raunen der Schaulustigen brach nicht ab, aber auf diese Entfernung konnte ich die genauen Worte nicht mehr verstehen.

Im Moment war das aber auch unwichtig. Es zählte nur, dass wir neue Wege finden mussten, um das, was wir entwickelt hatten, wieder unter Kontrolle zu bekommen. Um dem nachzugehen, wandte ich mich ab und ging mit raschen Schritten davon, um ins Labor zu kommen, während es gleichzeitig zu regnen begann.

## Kapitel 1: Die ganze Sache läuft langsam aus dem Ruder.

Das Labor, in dem wir unsere Forschungen abhielten, befand sich in der Nähe des College-Campus. Aufgrund der Praktikabilität waren mehrere Forschungseinrichtungen rund um das Gelände herum eingerichtet worden und konnten gemietet werden. Davon hatten wir Gebrauch gemacht. So erweckten unsere Experimente keine ungewollte Aufmerksamkeit, da es hier sogar vollkommen normal war, wenn dichter Qualm aus den gekippten Fenstern quoll.

Lediglich der Polizeieinsatz vor einigen Wochen war ungewöhnlich gewesen und hatte auch entsprechend viele Gaffer angelockt. Zu meinem Bedauern war auch wirklich unser Labor für den Aufruhr verantwortlich gewesen. Jemand war eingebrochen und hatte einen Teil unserer Forschungsergebnisse gestohlen. Das hatten wir, aus versicherungstechnischen Gründen, melden müssen, obwohl es mir lieber gewesen wäre, keinen Außenstehenden darin zu verwickeln. An die Befragung und die Papierarbeit, die uns einen ganzen Tag unserer Forschungszeit gekostet hatten, dachte ich nur ungern zurück. Ohne all diese Umstände wären wir innerhalb weniger Stunden wieder auf demselben Stand gewesen wie vor dem Einbruch, aber unser Vermieter und mein Partner empfanden es als *wichtig*, die Polizei hinzuzuziehen.

Die äußere Fassade des Gebäudes wurde von vielen Leuten als *hässlich* empfunden, ich sah sie als *funktional*. Grauer Beton wechselte sich mit Glasscheiben ab, die kurz nach Mitternacht allesamt in Dunkelheit getaucht waren – abgesehen von einem hell erleuchteten Quadrat im obersten Stockwerk; unser Labor.

Da wir oft bis spät in die Nacht hinein arbeiteten, war ich es bereits gewohnt, dass man sich im Gebäude wie der letzte Mensch auf der Welt vorkam – und ich genoss es stets aufs Neue.

Das unangenehm grelle Licht im Aufzug, gab mir die Möglichkeit, während der Fahrt nach oben noch einmal die Notizen durchzugehen, die ich von dem Tatort gemacht hatte. Aber es waren nicht sonderlich viele. Das Opfer war allein gewesen, es gab keine Zeugen, keine verwertbaren Spuren, genau wie in den letzten sechs Fällen. Und exakt wie in diesen war das Opfer unversehrt, wenn man von dem klaffenden Loch in der Brust und der Abwesenheit des Herzens absah. Das brachte uns wirklich nicht weiter.

Im obersten Stockwerk trat ich schließlich aus dem Aufzug. Zwei Glastüren führten in Labore, eine weitere einen Gang hinunter zu mehr Räumen. Die Dunkelheit schien mir aber regelrecht davon abzuraten, dort entlangzugehen. Schon nach wenigen hundert Metern wurde die Finsternis derart undurchdringlich, dass ich glaubte, mich darin verirren zu *müssen*, wenn ich es doch einmal wagen sollte, mich dort hineinzubegeben. Glücklicherweise lag unser Labor direkt gegenüber des Aufzugs und war noch hell erleuchtet. Ich ließ die Milchglastür hinter mir und zog meine braune Jacke aus. In einer flüssigen Bewegung hängte ich diese an der Garderobe auf und griff nach meinem makellos weißen Laborkittel, den ich mir im Gehen überstreifte. Links von der Garderobe stand eine Empfangstheke, für den Fall, dass man eine Empfangsdame einstellte, die sich um Organisatorisches kümmerte.

Mein Partner und ich besaßen keine, deswegen blätterte ich schnell durch die gestapelte Post, stellte fest, dass es sich dabei nur um Werbung handelte, dann widmete ich meine Aufmerksamkeit dem Anrufbeantworter. Mein Finger schwebte

bereits auf der Abspiel-Taste, aber da fiel mir auf, dass keine Nachrichten angezeigt wurden. Niemand hatte angerufen.

Ohne diese Ablenkungen konnte ich endlich in Richtung des Versuchsraums laufen, hielt davor aber noch einmal inne. Hinter dem Empfang führte eine Tür in eine kleine Küche für Angestellte. Es war ein winziger Raum, gerade groß genug für einen Herd und einen Tisch für zwei Personen, inklusive eines Stuhls. Auf diesem saß mein Partner gerade und aß Cup Noodles.

„Guten Abend, Jarl“, grüßte ich höflich, worauf er den Blick hob.

Ich kannte Jarl bereits seit der High School, weil wir im selben Biologie-Kurs gewesen waren. Dabei war meine erste Aussage ihm gegenüber nicht sonderlich freundlich gewesen: *Ich wünschte, ich könnte dein Auge rausschneiden und es untersuchen.*

Damals hatte ich es nicht gewusst, aber Jarl wurde mit *Heterochromia iridis* geboren – im Klartext bedeutet es einfach, dass seine Augen zwei unterschiedliche Farben aufweisen. Sein rechtes Auge war grün, sein linkes golden, was mich damals so sehr fasziniert hatte und mich immer wieder erstaunt innehalten und darüber grübeln ließ. Nach diesem etwas holprigen Start hatten wir uns schnell angefreundet, da uns die Liebe zu den Naturwissenschaften verbindet. Irgendwann war er auch auf meine Fragen bezüglich seines linken Auges eingegangen und so wusste ich bald, dass er auf diesem nichts sehen konnte. Dadurch wurde das rechte überanstrengt, weswegen er eine Brille tragen musste, um das auszugleichen. Ich trug ebenfalls eine, also hatten wir schon zwei Gemeinsamkeiten.

Dass wir beide auch noch Außenseiter waren, hatte die Sache schließlich perfektioniert. So waren unsere Wege immer dieselben geblieben, durch die High School, das College, bis zu diesem Labor.

„Du weißt, dass dieses Essen nicht sonderlich viele Nährstoffe enthält?“ Ich nutzte die Gelegenheit, dass Jarl noch mit Kauen beschäftigt war, um ihn darauf hinzuweisen.

„Und um diese Zeit zu essen ist mitverantwortlich für Albträume.“

Jarl rollte mit den Augen, schluckte das Essen hinunter und sprach: „Guten Abend, Konia. Du hast das siebte Opfer gesehen?“

Ich nickte. „Die ganze Sache läuft langsam aus dem Ruder. Ich nehme an, die Polizei hat sich nicht gemeldet?“

„Ich bezweifle, dass sie jemals denjenigen finden werden, der bei uns eingebrochen ist. Jedenfalls nicht, bis sie die Morde zurückverfolgen können.“

Darin lag auch schon unser Problem. Die verübten Morde standen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang mit unseren Forschungen. Unser Gebiet galt selbst unter anderen Wissenschaftlern als *exotisch*, weswegen die Polizisten, die wegen des Einbruchs vor Ort gewesen waren, skeptisch die Stirn gerunzelt hatten. Am Anfang jedenfalls. Nach einem Erklärungsversuch worin genau unsere Experimente bestanden, war deutlich zu sehen gewesen, dass es mühsam war, das Gelächter zurückzuhalten. Wenigstens waren sie nett genug gewesen, erst im Aufzug nach unten den Respekt abzulegen. Das dröhnende Lachen war durch den Fahrstuhlschacht zu hören gewesen.

Kurz gesagt erforschten wir die Physiologie von Dämonen und versuchten sie nachzubilden, um sie künstlich zu erschaffen. Einen wirklichen Sinn schien das auf den ersten Blick nicht zu machen, aber es könnte im Training für Dämonenjäger nützlich werden. Zumindest war das unsere Hoffnung gewesen.

Wir waren fast an dem Punkt gewesen, einen ersten Dämon zu erstellen, als uns die Unterlagen gestohlen wurden. Bislang war es uns nicht gelungen, die verlorenen Daten zu rekonstruieren.

Natürlich nahmen uns die eingeschränkt denkenden Polizisten da nicht ernst. Deswegen war es auch ausgeschlossen, dass wir zu ihnen gehen und unsere Sicht der Dinge darlegen würden, was die Morde anging. Vermutlich glaubten sie eher, dass wir versuchten, unseren Fall künstlich auf der Prioritäten-Liste nach oben zu bugsieren. Also blieb uns nichts anderes übrig, als zu versuchen, den Fall ebenfalls zu lösen und so den Einbrecher und Dieb – und inzwischen auch Mörder – zu finden.

„Irgendwelche Ergebnisse heute?“, fragte ich, die Schulter gegen den Türrahmen gelehnt.

Er beendete seine nächtliche Mahlzeit, stellte die Tasse mit dem Löffel in die Spüle und erhob sich dann vom Stuhl. „Nicht so wirklich. Langsam hege ich den Verdacht, dass wir damals nur durch einen unfassbaren Zufall auf die Ergebnisse kamen.“

Das musste dann aber wirklich ein sehr großer gewesen sein, fuhr es mir durch den Kopf. „Wie groß ist dafür die Wahrscheinlichkeit?“

„Willst du eine genaue Prozentangabe?“

Ihm genügte meine hochgezogene Augenbraue als Antwort, hob entschuldigend die Hände. „Jedenfalls konnte ich die Ergebnisse nicht rekonstruieren, aber ich habe etwas anderes gefunden, das dir vielleicht gefallen könnte.“

Meinem Gesicht war es vermutlich nicht anzusehen, aber diese Ankündigung weckte Interesse in mir. Ich trat beiseite und ließ Jarl an mir vorbeigehen, damit er den Weg führen könnte. Im Gehen griff er sich seinen Laborkittel, den er auf dem Stuhl abgelegt hatte und zog ihn über. Im Gegensatz zu meinem war seiner nicht mehr strahlend weiß, sondern mit einigen Flecken und Brandspuren übersät. Wann immer ich ihn darauf hinwies, zuckte er lediglich mit den Schultern, deswegen blieb ich in dieser Nacht still.

Statt ins Hauptlabor, das noch einmal durch eine Glastür vom Empfangsraum getrennt war, führte er mich zum Schreibtisch am Fenster. Unser Computer, der einzige im Labor, summt dort leise vor sich hin. Auf dem Bildschirm herrschte Schwärze, die in unregelmäßigen Abständen von einem grünen Zucken durchbrochen wurde, ähnlich dem eines Herz-Monitors – allerdings sollte man sich bei diesem durchaus Sorgen machen, wenn er ein unregelmäßiges Bild zeigte.

Jarl stieß die Maus an, während wir uns setzten. Sie erstrahlte in einem sanften blauen Licht und im selben Moment verschwand auch der Bildschirmschoner und enthüllte uns den Desktop.

Der Hintergrund war ein schlichtes Blau, funktional eben, die wenigen Icons beschränkten sich auf wissenschaftliche Programme, die wir für unsere Forschungen benötigten. Falls Jarl diesen Computer manchmal für Spiele benutzte, war es zumindest gut versteckt. Ich dagegen wüsste nicht einmal, wo ich nach diesen suchen sollte, also spielte ich auch keine.

Jarl klickte auf ein Programm, das wohl im Hintergrund gelaufen sein musste, denn es öffnete sich sofort in einem Fenster. Angezeigt wurde das Bild eines Lichtmikroskops, in der Flüssigkeit befanden sich viele kleine Kristallgebilde, die mich interessiert den Kopf neigen ließen. Auf den ersten – und auch auf den zweiten – Blick sahen sie aus wie kunstvolle Eiskristalle, geformt von der Natur selbst, niemals glich einer dem anderen, immer neu, immer anders.

„Was ist das für eine Probe?“

Jarl sah kurz zu mir, das Licht des Monitors spiegelte sich auf seiner Brille. „Dein Blut.“ Mit gerunzelter Stirn dachte ich darüber nach, wann er an mein Blut gekommen war – und ich fand auch schnell eine Antwort: Vor zwei Tagen hatte ich mir an einem zerbrochenen Glas die Finger aufgeschnitten. Während ich ein Pflaster angelegt

hatte, war Jarl damit beschäftigt gewesen, die Scherben einzusammeln. Er musste dabei das Blut auf einem Plättchen konserviert haben.

Aber ich konnte mich nicht darüber aufregen, denn an seiner Stelle hätte ich genau dasselbe getan. Mir blieb allerdings eine Frage: „Warum wolltest du mein Blut analysieren?“

„Ich war neugierig“, erwiderte er schulterzuckend. „Man trifft selbst heutzutage nicht oft auf Menschen wie dich.“

Er vielleicht nicht, ich dagegen schon, was wohl aber auch an meinem Bruder lag. Das erwähnte ich allerdings nicht, da es nur zu neugierigen Fragen geführt hätte, die ich im Moment nicht beantworten wollte. Im Grunde ging es ihn auch gar nichts an, wie meine Familienverhältnisse aussahen.

„Jedenfalls sind mir da diese Kristallgebilde aufgefallen, sie sind überall in deinem ganzen Blut.“

Es war das erste Mal, dass ich mein Blut unter dem Mikroskop betrachtete, aber ich wusste nicht, warum Jarl deswegen so aufgeregt schien.

„Ist das nicht natürlich?“, fragte ich. „Aus irgendeinem Grund muss ich diese Fähigkeiten ja beherrschen.“

Zur Demonstration hob ich die Hand, mit der Handfläche nach oben, und ließ einen Kristall aus Eis darauf erscheinen. Mein Arm kribbelte dabei, unterhalb der Haut schienen zahlreiche Nadeln daran entlangzustreichen, ohne mich wirklich zu verletzen, möglicherweise handelte es sich dabei um die Kristalle in meinem Blut. Trotz meines Forscherdrangs, der in mir sogar den Wunsch geweckt hatte, Jarls Auge herauszuschneiden, war ich nie auf den Gedanken gekommen, mein eigenes Blut zu untersuchen. Für mich war diese Fähigkeit immer normal gewesen, nie ein Anlass, da weiterzuforschen, genausowenig wie Jarl selbst sein Auge untersuchen wollte.

„Dennoch finde ich es seltsam, dass du diese Fähigkeit hast.“

Ich ließ den Kristall wieder verschwinden.

„Nicht *seltsam* im Sinne von *schlecht*, sondern einfach ungewöhnlich genug, dass es mein Interesse weckt.“

„Was irritiert dich daran? Die Eispartikel in meinem Blut resonieren mit den Nanopartikeln in der Luft und erschaffen damit eine Form, die ihnen am nächsten kommt.“

Die Nanopartikel waren während des letzten Krieges – der historisch gesehen zwar Ausmaße eines dritten Weltkriegs hatte, aber allgemein nur als *Erweckungskrieg* bekannt wurde – entwickelt und auch eingesetzt worden, um zu ergründen, ob feindliche Gasangriffe eingesetzt worden waren. Es war angedacht gewesen, dass die Nanopartikel sich mit bestimmten Stoffen in bekannten Giftgasen verbinden und dann jedes Teilchen groß genug werden lassen, um mit dem bloßen Auge sichtbar zu werden. Das funktionierte auch. Aber es brachte noch mehr zum Vorschein. Etwas, das sich der menschlichen Wahrnehmung bislang geschickt entzogen hatte.

Dämonen hatten, wer weiß wie lange, unerkant zwischen den Menschen gelebt und wurden, nun da sie sichtbar waren, zu einer echten Bedrohung für diese. Angesichts dieses gemeinsamen Feindes hatte der Krieg schlagartig geendet, weil alle Nationen seitdem bemüht waren, sich gegen diese Wesen zu verteidigen.

Glücklicherweise verursachten die Nanopartikel noch einen weiteren Nebeneffekt: Einige nach diesem Krieg geborenen Kinder trugen sie ebenfalls in ihrem Blut, unter anderem auch mein Bruder und ich. Diese Teilchen erlaubten es, unsere Körper mit den immer noch vorhandenen Nanopartikeln in der Luft zu verbinden und besondere Fähigkeiten einzusetzen und andere Kleinigkeiten, wie Telepathie oder das genaue

Orten anderer, solange sie gerade ebenfalls verbunden waren. Die meisten von uns nutzten diese Fähigkeiten, um gegen die Dämonen vorzugehen, ich hatte mich dagegen entschieden. Ich war keine Kämpferin und wollte auch keine werden.

Ich kannte die Theorie, aber ich war nie auf den Gedanken gekommen, mir einmal anzusehen, wie die Partikel wohl genau aussehen mochten. Weil es eben, wie erwähnt, für mich normal ist.

„Mich irritiert daran nichts“, erwiderte Jarl auf meine Frage. „Ich kam vorhin aber ins Grübeln, das war mit ein Grund, mir deine Blutprobe anzusehen.“

Er machte eine Pause, wohl um mich auf die Folter zu spannen, was ihm auch außerordentlich gut gelang. Unwillkürlich rutschte ich ein Stück auf meinem Stuhl zur Seite, damit ich näher bei ihm saß, weil ich glaubte, er wartete darauf, um es mir verschwörerisch zuzuflüstern.

Er näherte sich mir ebenfalls und senkte wirklich die Stimme – und seine Worte verfehlten die gewünschte Wirkung nicht: „Ich glaube, dein Blut ist der Schlüssel, um unsere Forschungen auf die nächste Stufe zu heben.“

## Kapitel 2: Komm schon, Konia.

Wir blieben die ganze Nacht im Labor, ließen die Blutprobe durch verschiedene Programme und Tests laufen, erstellten eine Abbildung der DNA-Sequenz und entnahmen mir sogar noch mehr Blut, um herauszufinden, ob frisches Blut anders reagierte.

Als die Sonne aufging, schalteten wir die Lichter aus und beschlossen, nach Hause zu gehen.

Ich wohnte nicht weit vom Labor entfernt, weswegen ich laufen konnte. Nach gerade einmal einer Viertelstunde kam ich an dem Haus an, in dem ich, gemeinsam mit meinem Bruder, lebte.

Wir besaßen keinen Garten, dafür war in dieser Stadt kein Platz mehr, seit es die Dämonen *gab*. Wir hatten eine Glastür, die hinter dem Haus nach draußen führte, aber der Weg endete nach zwei Schritten an einem nachträglich gezogenen Holzzaun. Auf der anderen Seite davon lebte eine kleine Familie in einem Wohnwagen.

Weder mein Bruder noch ich hatten uns darüber beklagt, dass wir etwas von unserem Grundstück hatten abgeben müssen. Hauptsächlich wohl aber deswegen, weil uns eigentlich nicht einmal das Haus gehörte. Wir waren dort lediglich einquartiert worden, als wir das Waisenhaus verlassen mussten. In den heutigen Zeiten war es eine schlechte Idee, obdachlos zu sein, darum waren alle Regierungen erpicht darauf gewesen, jeden zumindest in einem Wohnwagen oder einem Container unterzubringen. Dass man uns ein Haus zugesprochen hatte, lag lediglich daran, dass wir beide die Fähigkeiten besaßen, gegen Dämonen zu kämpfen – und mein Bruder ging dieser Profession sogar nach.

Als ich ins Haus kam, hörte ich ihn bereits in der Küche hantieren. Er öffnete einen der Schränke und nahm sich eine Tasse heraus, das war allein durch die Geräusche schon mitzubekommen.

Auch wenn ich mir bereits denken konnte, was mich erwartete, ging ich in die Küche, betrat ich sie tatsächlich. „Guten Morgen, Kieran.“

Da er gerade Kaffee in seine Tasse schenkte, hob er nur kurz den Blick, um mich anzusehen. Als seine braunen Augen mich trafen, bemerkte ich, wie sie sich kaum sichtbar verdunkelten.

„Guten Morgen, Konia. Woher kommst du um diese Zeit?“

„Aus dem Labor.“ Ich nahm mir eine eigene Tasse und ließ mir dann von ihm Kaffee einschenken. „Wir versuchen gerade, unsere Forschungen wieder auf den Stand von vor den Einbruch zu bringen.“

„Und wie läuft es?“

„Ganz gut.“

Ich setzte mich an den Tisch, rührte Milch und Zucker in meinen Kaffee, während er seinen schwarz trank, mit der Hüfte gegen die Arbeitsplatte gelehnt. Kieran wusste nicht, was wir eigentlich erforschten und das war in Ordnung. Nein, mir war eigentlich sogar lieber, dass er es nicht wusste. Mit Sicherheit wäre er, angesichts der Gefahr für mich, ohnehin nur dafür, dass ich diese Forschungen einstellte.

„Es wäre mir trotzdem lieber, du würdest nachts schlafen. Ihr könnt doch auch tagsüber forschen.“

Das entsprach der Wahrheit. Aber sowohl Jarl als auch ich zogen es vor, unseren Forschungen dann nachzugehen, wenn wir allein im Gebäude waren. Es war dann

einfach ruhiger und wir legten sehr viel Wert auf eben diese Ruhe.

Mein Blick fiel auf den braunen Aktenordner, der auf der Arbeitsplatte lag. Es kam selten vor, dass Kieran Arbeit mit nach Hause brachte. Wenn das doch einmal geschah, musste es wirklich ernst geworden sein. Aber ich wusste nicht, in welchem Fall er ermittelte, weswegen ich sofort nachhakte.

Im ersten Moment schien er mir nicht antworten zu wollen, aber schließlich zuckte er mit den Schultern. „Es geht um die inzwischen sieben Morde. Die Polizei hat uns den Fall endlich übergeben. Wir können jetzt also selbst ermitteln.“

Kieran war nicht nur Dämonenjäger, er gehörte sogar einer Sondereinheit an. Gemeinsam mit einigen anderen Jägern, die über die unterschiedlichsten Fähigkeiten verfügten, gingen sie dämonischen Verbrechen wie diesen nach. Wie genau sie dabei vorgingen wusste ich nicht und ich fragte lieber nicht danach, hauptsächlich aus Sorge, dass mir nicht gefallen könnte, womit er sich den ganzen Tag befasste. Möglicherweise fragte er aus genau diesem Grund auch nie danach, woran genau wir eigentlich forschten.

„Sieben schon?“ Vor Kieran hatte ich nie gesagt, dass ich diese Mordserie beobachtete, weil ich glaubte, dass sie mit unseren Forschungen im Zusammenhang standen, deswegen führte ich meinen Akt der Ahnungslosigkeit einfach weiter.

Falls Kieran bemerkte, dass ich nur so tat, so ließ er sich das nicht anmerken. „Gestern haben sie das siebte Opfer gefunden. Dadurch haben sie eingesehen, dass es wohl ein Dämon sein muss, der sich dafür verantwortlich zeigt.“

Es schien mir ein Wink des Schicksals, dass ausgerechnet mein Bruder diesen Fall übernommen hatte. So käme ich vollkommen problemlos an jede neue Information, die diese Mordserie betraf. Ich müsste auch jetzt nur irgendwie an diese Akte herankommen, ohne dass er es bemerkte.

„Über den Fall darfst du sicher auch nicht reden, hm?“

Er deutete eine Bewegung an, die ich nicht eindeutig als Kopfschütteln oder Nicken identifizieren konnte. „Keine Details, nein. Aber ich kann dir sagen, dass wir ohnehin erst noch Zeugen befragen müssen.“

„Gibt es denn welche?“ Das war mir neu.

„Keine Zeugen der Tat“, erklärte Kieran. „Eher eine Verbindung.“

Mehr sagte er nicht, aber das war auch genug. Ich fragte mich, ob sie selbst entdeckt hatten, was – oder wer – alle Opfer verband oder ob die Polizei bereits bis zu diesem Punkt gekommen war. Wenn sie diesen Zeugen nun aber erst noch befragen müssten, kannten sie ihn wohl noch gar nicht.

Kieran stellte seine Tasse ab und stieß ein leises Seufzen aus. „Schon fast sechs.“

Unwillkürlich sah ich ebenfalls zur Uhr, die über der Küchentür hing. Sie tickte monoton vor sich her, schon seit wir eingezogen waren. Eines der vielen Überbleibsel der früheren Besitzer.

Durch zurückgelassene Fotos wusste ich, dass früher eine Familie hier gelebt hatte. Junge, dynamisch aussehende Eltern, die oft beim Klettern zu beobachten gewesen waren, und zwei Jungs, etwa fünf Jahre alt. Sie mussten während eines Kriegseinsatzes das Haus verlassen haben und waren nicht in der Lage gewesen, zurückzukehren. Manchmal, wenn ich nachts wachlag, und mich fragte, welche Gedanken und Träume diese Familie in diesem Haus wohl erlebt und wie sie ihr Ende gefunden hatte, bedrückte es mich. Deswegen wollte ich lieber nicht so oft darüber nachdenken. An manchen Tagen war das aber unausweichlich, wenn ich plötzlich in einem Schrank auf ein weiteres vergessenes Andenken stoße. Glücklicherweise kannte ich inzwischen den Inhalt jedes Regals und jedes Schranks in diesem Haus, also

musste ich nicht noch einmal aus Versehen über etwas stolpern.

Den Gebrauchsgegenständen, die wir regelmäßig nutzten, hingen keine Erinnerungen an. Ansonsten hätte ich doch einige Probleme in diesem Haus gehabt.

„Ich muss dann noch duschen.“ Kierans Stimme riss mich wieder aus meinen Überlegungen.

Ohne mich anzusehen oder eine Erwiderung abzuwarten, verließ er die Küche und ging nach oben, um dort das Bad aufzusuchen.

Mein Blick ruhte auf der Akte, die er liegengelassen hatte. Sie erschuf einen Zwiespalt in mir. Einerseits war es ein Vertrauensbeweis und diesen wollte ich nicht enttäuschen. Aber andererseits war das meine einzige Chance, an die Information zu kommen, die mich zu unserem Dieb führte.

Natürlich bestand die Möglichkeit, dass Jarl und ich uns irrten, dass diese Morde nichts mit dem Einbruch zu tun hatten, aber davon ging ich nicht aus. Unsere Hypothese *musste* einfach zutreffen, sonst wäre der Zufall zu groß.

Dann bestand aber auch eine nicht zu unterschätzende Wahrscheinlichkeit, dass diese Verbindung in eine Sackgasse führte, dass die Morde vielleicht mit unseren Forschungen zu tun hatten, dieser Zeuge aber nicht.

In beiden Fällen hätte ich Kierans Vertrauen vollkommen umsonst enttäuscht und dass ich nicht einschätzen konnte, wie wahrscheinlich das war, zauderte ich bei meinem Vorhaben.

Wenn aber alles im Zusammenhang mit dem Einbruch stand, wäre es mir möglich, weitere Morde zu verhindern *und* unsere Ergebnisse zurückzufordern, vielleicht sogar verbessert. Konnte ich dafür aber wirklich ein Zerwürfnis mit meinem Bruder riskieren?

Das rauschende Wasser gab mir einen Anhaltspunkt darüber, was Kieran gerade tat und ich wusste, dass ich meine beste Chance vertan hatte, wenn die Dusche wieder abgestellt wurde, denn dann war es auf jeden Fall zu spät.

Ich fragte mich, wie Jarl handeln würde. Welche Entscheidung er trafe, ob er damit leben könnte – und so wie ich ihn kannte, war ich überzeugt, dass er schon lange die Akte durchgeblättert und wieder zurückgelegt hätte. Für ihn wäre das mit Sicherheit kein moralisches Dilemma geworden wie für mich.

„Komm schon, Konia“, murmelte ich mir Mut zu. „Willst du ihm etwa in dieser Sache nachstehen? Kieran muss es außerdem ja nie erfahren.“

Ich trank meinen Kaffee aus, stand entschlossen auf und trat an die Arbeitsplatte. Auf der Akte stand in roten Druckbuchstaben VERTRAULICH, was noch einmal meine Moral ansprach. Konnte ich es wirklich mit mir vereinbaren? Vielleicht bekam Kieran Schwierigkeiten, wenn jemand erfuhr, dass ich die Akte gelesen hatte.

Aber ich hatte meine Entscheidung bereits gefällt und wollte mich nicht wieder kampfflos zurückziehen. Ich stellte die Tasse ab, nahm die Akte, atmete noch einmal tief durch und öffnete sie.

Steckbriefe der Opfer, Beschreibungen der Tatorte, Zeugenbefragungen, Fotos, all das strömte auf mich ein. Abkürzungen, deren Sinn sich mir nicht erschlossen, Uhrzeiten, Aktennummern, alles Dinge, mit denen ich nichts anfangen konnte und die mich zu überfordern drohten, besonders mit dem Zeitdruck im Nacken.

Die Dusche lief noch immer, aber Kieran stand morgens nie lange darunter, deswegen musste ich mich beeilen.

Ich überflog die Erzählungen und Fakten über die Opfer. Eine Hausfrau, zwei Geschäftsmänner, eine Börsen-Brokerin, zwei Angestellte eines Pharma-Unternehmens, dessen Name mir nichts sagte.

Das Wasser stoppte.

Und gerade in dem Moment, in dem ich aufgeben und die Akte wieder zurücklegen wollte, fiel mir ein Name ins Auge. Er war unter den Zeugen des letzten Opfers aufgelistet, als eine der letzten Personen, mit denen der Getötete in Kontakt getreten war. Ich blätterte zu den anderen Opfer, überflog die Berichte noch einmal, scannte mit den Augen nach diesem Namen – und fand ihn tatsächlich bei jedem einzelnen. Er war nicht immer der letzte Kontakt gewesen, aber diese Person hatte jedes einzelne Opfer gekannt, er war die Verbindung zwischen allen.

Sein Name war Dr. Vane Belfond.

## Kapitel 3: Er würde es Ihnen wohl kaum auf die Nase binden.

Dr. Belfonds Praxis befand sich in einem der ärmsten Viertel der Stadt. Es mochte schon vor dem Erweckungskrieg ein heruntergekommenes Viertel gewesen sein, mit seinen riesigen Gebäuden, die kaum Sonnenlicht durchließen und deswegen eine bedrückende Atmosphäre schufen, aber inzwischen war es wesentlich mehr als das. Der sich stapelnde Müll verströmte einen unangenehmen Geruch, der auch die Menschen, die hier lebten, umgab, als gehöre er zu ihnen. Sie wandelten umher wie Leichen, denen es gelungen war, die starren Fesseln Rigor Mortis' abzuschütteln und nun vollkommen ziellos ihrer Wege gingen, bereits derart dumpf, dass sie nicht einmal mehr andere Menschen angriffen, um sich zu ernähren. Vielleicht waren sie aber auch schon so lange unter ihresgleichen, dass sie nicht mehr wussten, dass sie Menschen zerfleischen müssten, um sich zu ernähren. Konnten Zombies etwas Derartiges überhaupt vergessen?

Zwischen diesen Personen liefen vereinzelt, sie überragend, Wesen umher, die von einem hellblauen Glühen begleitet waren. Sie verfügten nur entfernt über menschliche Konturen, ein Körper, der eine einzige unförmige Masse war, lange dicke Arme, die fast bis zum Boden reichten und in grobschlächtigen Klauen endeten, die baumstammartigen Beine besaßen keine Füße, doch dort, wo sich das Gesicht befinden sollte, war nur ein Loch zu sehen. Es war, als wären sie Abstraktionen des menschlichen Wesens, aber man nannte sie Dämonen. Nun, jedenfalls waren diese Exemplare nur ein Teil davon, ausnahmsweise einer, der sich nicht im Mindesten dafür interessierte, Menschen zu zerfetzen und zu verspeisen. Mehrere dieser Art liefen hier ziellos umher, blickten ohne Augen in die Welt, blieben manchmal mitten auf der Straße stehen, als gäbe es nichts, was es wert wäre, zu erleben. Sie waren keine Gefahr, deswegen wurden sie nicht bekämpft und nur ignoriert.

Ich stand nur wenige Minuten hier, um das alles beobachten zu können, aber das half mir bereits, die Gegend einzuschätzen. Gleichzeitig fragte ich mich, wann die Jäger wohl kämen, um diesen Arzt zu befragen. Bislang war das noch nicht geschehen, aber es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wenn sie immerhin bereits zu diesem Schluss gekommen waren. Mit Sicherheit beschränkten sie sich nicht nur einfach darauf, ihn im Auge zu behalten.

Von meinem Beobachtungsposten aus, konnte ich feststellen, dass vor allem Patienten aus diesem Bezirk die Praxis aufsuchten – und sie auch wieder verließen – aber keine Jäger und auch niemand, der sich eine Behandlung bei einem anderen Arzt leisten könnte. Deswegen spann ich mir bereits Theorien zurecht, laut denen die Bezahlung der Behandlungen durch unlautere Mittel oder gar Organhandel zustande käme. Möglicherweise gab es sogar jemanden, der dafür bezahlte, wenn man spezielle talentierte Kinder direkt aussortierte und an gewisse Kreise weiterreichte.

Mir grauste bei dem Gedanken, was aus mir und meinem Bruder hätte werden können, wären wir damals an eine derartige Person geraten.

Damit ich nicht allzulange derartige Dinge in meinem Kopf umherwerfen müsste, setzte ich mich in Bewegung, überquerte die Straße und betrat ohne weiteres die Praxis, die ich durch eine Glastür erreichte. Ich erwartete, dass sich dahinter alte Räume befanden, mit ausgedienten Geräten und wenig motivierten Angestellten – doch ich wurde mit einer schneeweißen, modernen Rezeption überrascht, hinter der

sich eine allzeit lächelnde junge Empfangsdame befand, deren Zähne mit der sie umgebenden weißen Farbe um die Wette strahlten. Nicht einmal die übel riechenden, dumpf dreinblickenden Patienten, die vor ihr warteten, konnten ihre gute Laune erschüttern. Genausowenig wie der Dämon, so einer wie draußen, – manchmal verirrt sie sich in öffentliche Gebäude – der in der Ecke stand, und schwer atmend, bewegungslos, an die Wand starrte. Sein Rücken zeigte verkümmerte Ansätze von Flügeln, die beinahe wie Äste aussahen. Die Rezeptionistin war davon nicht im Mindesten beeindruckt.

Fast war ich neidisch, während ich sie betrachtete, wie sie sich immer mal wieder in einer lässigen Geste das fast schon golden funkelnde blonde Haar zurückstrich, das zu widerspenstig für ihre Frisur war – aber dann verspürte ich eher den Wunsch, ihr das Blut in den Adern gefrieren zu lassen, weswegen ich froh darüber war, endlich an der Reihe zu sein, damit ich auf andere Gedanken kommen könnte.

„Willkommen“, begrüßte sie mich mit ihrem blitzenden Lächeln, das sich keine einzige Nuance änderte, obwohl ich nicht dem Hauptklientel entsprach. „Was kann ich für Sie tun?“

Mein Blick strich nur kurz über den modernen Computer, der sogar noch jenen übertraf, den wir in unserem Labor hatten, aber das genügte, um meinen Neid wieder aufblitzen zu lassen. Ich spürte bereits, wie meine Fingerspitzen kalt wurden, deswegen konzentrierte ich mich lieber wieder auf die Frau selbst und auch auf mein Anliegen. „Mein Name ist Konia Dragana. Ich möchte gern mit Dr. Belfond sprechen.“ Es gab hier nur einen solchen, deswegen verzichtete ich auf seinen Vornamen. Die Rezeptionistin vertiefte sich auch direkt auf die Angaben auf ihrem Monitor, während sie gleichzeitig die Finger über die Tastatur fliegen ließ. Dabei bekam ich die Gelegenheit, festzustellen, dass ihr der weiße Laborkittel – mit eingesticktem Praxisnamen sogar – besser stand als mir.

„Und um welche Angelegenheit handelt es sich?“, fragte sie weiterhin lächelnd, womit sie meine Gedanken sofort wieder vom Neid ablenkte.

An dieser Stelle fiel mir auf, was ich in all den Überlegungen des heutigen Tages vergessen hatte: Einen Grund, um bei ihm vorzusprechen. Ich konnte nicht behaupten, dass ich hier war, um in dieser Mordserie zu ermitteln, ich war kein Jäger und besaß keinerlei offizielles Dokument, das man mit Sicherheit würde sehen wollen, sobald ich etwas Derartiges vorgab.

Könnte ich überzeugend vorgeben, krank zu sein? Ich fürchtete, viel zu gesund zu wirken. Das, was bislang einer meiner größten Vorteile gewesen war, drohte hier, mein Nachteil zu werden.

Je länger die Rezeptionistin auf meine Antwort wartete, desto deutlicher wurde mir, dass ihr Lächeln einer aufgesetzten Maske glich, die sich nie veränderte, nur für den Betrachter unheimlicher wurde, wenn dieser sich zu sehr darin vertiefte.

Da ich nicht antwortete, war *ich* es wohl, die gerade für meinen Gegenüber unheimlich wurde. Ihr Blick wanderte hilfeschend zu einem Punkt hinter mir, schon nach wenigen Sekunden klärte sich ihre Stirn. Und als hinter mir eine Stimme erklang, wusste ich auch, weswegen: „Gibt es hier ein Problem?“

Die Stimme war die außergewöhnlichste, die ich jemals gehört hatte. Sie war so tief, dass ihre Schwingungen geradezu einen jeden Knochen vibrieren zu lassen schien, gleichzeitig so wohltuend, als befände man sich in einer nicht spürbaren Umarmung – und sie sorgte dafür, dass mein gesamter Körper sich anspannte. Jemand, der eine derart angenehme Stimme besaß, konnte kein einfacher Mensch sein und mit Sicherheit benutzte er sie nicht nur für gute Dinge.

Ich machte mich darauf gefasst, was für ein charmanter, unwiderstehlicher Mann mir gegenüberstünde, wenn ich mich umdrehte, damit er mich nicht einfach ebenfalls verzaubern könnte – doch als ich ihn dann ansah, wurde ich reichlich enttäuscht.

Es gab keinerlei charmante Ausstrahlung, kein Aussehen, das jedes Model erblassen ließe. Stattdessen stand mir ein Mann gegenüber, an dem mir direkt zwei Dinge ins Auge stachen: Seine enorme Körpergröße, die mich sofort an Basketball denken ließ – unabhängig davon, dass ich nie ein solches Spiel beobachtet hatte –, und sein langes braunes Haar, das ihm in einer Kaskade über die Schulter fiel und dabei so seidig weich und glänzend war, dass mein Neid sich nun vollkommen auf ihn konzentrierte. Seine braunen Augen streiften mich mit einem desinteressierten Blick, seine Mundwinkel schienen nicht einmal zu wissen, dass man sich der Schwerkraft widersetzen konnte. In der Brusttasche seines weißen Kittels – ebenfalls mit eingesticktem Praxisnamen – konnte ich eine Brille und einen Kugelschreiber erkennen. Er trug ein Klemmbrett unter dem Arm, vermutlich war er gerade von einem Patientengespräch gekommen.

Die Rezeptionistin atmete hörbar auf. „Dr. Belfond, schön, Sie zu sehen.“

Er war also Belfond. Ob sein zuletzt gesehener Patient bald das nächste Opfer wurde? „Diese Frau hier möchte mit Ihnen sprechen, aber sie sagt mir nicht, weswegen.“

Endlich fokussierte sich sein Blick auf mich, aber wirklich interessierter wurde er auch nicht. Beeindrucken ließ ich mich davon aber auch nicht so einfach. „Es ist wirklich wichtig, dass ich mit Ihnen spreche, Dr. Belfond. Ich verspreche auch, dass es schnell gehen wird.“

Ich erwartete, dass er mich fragte, warum ich mit ihm sprechen wollte und weswegen ich mich für derart wichtig hielt, dass er mich den anderen Patienten vorziehen sollte. Aber er sagte nichts, sah stattdessen ins Wartezimmer, schien innerlich die Wartenden zu zählen – und nickte mir dann zu. „Kommen Sie mit mir.“

Ich konnte mich gerade noch davon abhalten, erleichtert aufzuatmen, und folgte ihm in eines der Behandlungszimmer. Ich war in meinem Leben nicht oft beim Arzt gewesen, eigentlich nur einmal bei einer notwendigen Untersuchung, als ich aus dem Waisenhaus entlassen werden sollte. Pflichtgemäß sollte zu diesem Zeitpunkt eine ärztliche Untersuchung stattfinden, die Aussage darüber gab, ob man gesund genug war, entlassen zu werden oder ob man weitere Unterstützung benötigte. Diese Untersuchung fand standardmäßig in einem Krankenhaus statt, aber nicht einmal jenes war derart modern ausgestattet gewesen wie dieses Zimmer, das sogar über ein Ultraschall-Gerät verfügte. Woher kam das Geld für all das?

Belfond zog eine silberne Taschenuhr aus seinem Arztkittel und warf einen Blick darauf. „Sie haben genau fünf Minuten, dann muss ich mich wieder meinen Patienten widmen.“

Er bedeutete mir, mich auf einen der Stühle vor dem Tisch zu setzen, während er auf dem dahinter Platz nahm und die Beine übereinander schlug. „Was kann ich für Sie tun, Ms. ...?“

„Dr. Konia Dragana.“ Ich beobachtete, wie er das Klemmbrett auf dem Tisch ablegte und sich dann die Brille aus seiner Brusttasche aufsetzte, womit er schon wesentlich mehr wie ein Arzt wirkte; gleichzeitig überlegte ich, ob ich ihm die Wahrheit sagen oder ihn vielleicht doch anlügen sollte.

Ehe ich etwas sagen konnte, runzelte Belfond aber schon die Stirn. „Sind Sie auch Medizinerin?“

„Nicht direkt. Ich habe kein Medizin studiert, nur Biologie und Chemie. Ich praktiziere auch nicht als Ärztin, sondern habe mich auf die Physiologie von Dämonen

spezialisiert und forsche nun auch in dieser Richtung.“

Er hob kaum merklich eine Augenbraue. „Klingt beeindruckend.“

„Es ist weniger glamourös als man glauben möchte.“

Und eigentlich auch weniger aufregend als man meinte, wenn man das hörte. Aber ich beließ es dabei, niemanden darüber aufzuklären, wie anstrengend es sein konnte.

Belfond räusperte sich, dann kehrte auch die Augenbraue wieder an den ihr bestimmten Platz zurück. „Nun, weswegen sind Sie hier, Dr. Dragana?“

Mir blieben nur wenige Sekunden, um mich für die Wahrheit oder die Lüge zu entscheiden, weswegen es doch spontaner ausfiel, als ich eigentlich wollte: „Ich versuche, Gemeinsamkeiten der bisherigen Opfer zu finden – und anscheinend waren sie alle Patienten bei Ihnen.“

Ich musterte sein Gesicht, um einen Funken von Ärger, Gewissensbissen, irgendetwas zu finden, aber da war nichts. Seine Miene blieb vollkommen ausdruckslos, als kenne er so etwas wie *Emotionen* gar nicht.

„Das ist mir bereits bewusst.“ Zumindest seine Stimme ließ erahnen, dass er von den Vorfällen ergriffen war; entweder war er ein sehr guter Schauspieler – was seine Stimme betraf jedenfalls – oder es bekümmerte ihn wirklich, was mit ihnen geschehen war. „Aber ich frage mich, inwiefern Sie darin involviert sind.“

Mir blieb wohl nichts anderes übrig, wenn ich etwas von diesem Mann erfahren wollte, als ihm die gesamte Wahrheit zu erzählen. „Ich habe Grund zur Annahme, dass der Mörder für den Einbruch in das Labor verantwortlich ist, das ich mit meinem Partner teile. Deswegen liegt mir auch persönlich daran, den Täter zu finden, aber ich benötige dafür jeden Hinweis, den ich bekommen kann.“

Immer noch keine Reaktion in seinem Gesicht. „Warum überlassen Sie das nicht der Polizei?“

Eine berechtigte Frage, die mich aber nicht aus der Bahn werfen durfte. Nein, ich musste ihn an dem einzigen Punkt zu fassen bekommen, den ich bislang als seine Schwachstelle herauslesen konnte: „Wenn ich das tue, besteht die Gefahr, dass es zu noch mehr Opfern kommen wird.“

Immer noch war in seinem Gesicht nichts zu lesen, aber seine Augen sagten da etwas anderes. Für nur den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich, einen Schatten zu sehen, der das Braun fast zu einem unheilvollen Schwarz verdüsterte. War das gut oder schlecht für mich?

Mit einem schweren Seufzen fuhr er sich durch das Haar, das in dem künstlichen weißen Licht zu glänzen schien. „Ich denke dennoch nicht, dass ich eine große Hilfe sein kann. Von einem Einbruch in ein Labor weiß ich nichts. Genausowenig wie ich weiß, warum bislang nur meine Patienten Opfer geworden sind. Möglicherweise liegt es einfach an den Umständen, in denen sie leben.“

Er vollführte eine Geste zum Fenster hin. Die Jalousie war geschlossen, aber ich war sicher, dass es ohnehin nur in einen schmutzigen Hinterhof zeigte. Da er nicht mehr sagte, griff ich diesen letzten Punkt einfach auf: „Aber sie wurden in vollkommen unterschiedlichen Stadtteilen gefunden.“

Und falls der Mörder sie nicht erst dorthin verschleppt hatte, bedeutete das, sie hielten sich freiwillig an diesen auf. Ich kannte die einzelnen Umstände nicht, aber ich glaubte, dass die ein oder andere auch in besser gestellten Vierteln lebten. Warum aber waren sie dann hier zum Arzt gegangen?

„Wie können Ihre Patienten sich eigentlich die Behandlungen hier leisten?“

„Ich denke nicht, dass es etwas mit dem Fall zu tun hat“, erwiderte er, antwortete aber dennoch: „Einige meiner Patienten sind durchaus vermögend und zahlen für die

Behandlungen gern und großzügig. Außerdem finanzieren wir uns durch Spenden gemeinnütziger Vereine.“

Dass solche noch existierten und es ihnen möglich war, derart fleißig Spenden zu verteilen, überraschte mich. Waren sie mit den Waisenhäusern nicht ausgelastet genug? Die ganze Sache kam mir zunehmend fragwürdig vor.

„Wie finanzieren *Sie* sich denn?“, fragte er, in einem neutralen Tonfall, der mich dennoch denken ließ, dass er einen Gegenangriff startete. „Wenn Sie sogar Forschungsergebnisse haben, die es wohl wert sind, gestohlen zu werden.“

„Mein Partner finanziert uns gänzlich.“ Was vielleicht unfair klingen dürfte, aber wenn Jarl nun einmal Geld besaß und es für uns ausgeben wollte, warum sollte ich das dann ablehnen? „Diese Quelle erscheint mir wesentlich legitimer.“

Diese Spitzfindigkeit konnte ich mir nicht verkneifen. In seinen Augen funkelte Zorn, aber es war wieder verschwunden, ehe ich es wirklich verarbeiten konnte.

Seine Stimme blieb aber weiterhin vollkommen ruhig: „Ich nehme an, Sie sind nicht hier, um mit mir über die finanzielle Situation dieser Praxis zu sprechen. Wenn es sonst nichts mehr gibt, widme ich mich nun wieder meinen Patienten.“

Das war wohl doch zu viel des Guten gewesen. Aber ich hatte ohnehin nicht den Eindruck, dass er mir mehr erzählen wollte.

Ich folgte seinem Beispiel und erhob mich von meinem Stuhl. Dann fuhr ich herum, damit ich den Raum als erstes verlassen könnte, aber er war mit wenigen Schritten bereits vor mir an der Tür und öffnete diese. Allerdings wartete er dann noch, gewährte mir den Vortritt, den ich auch sofort in Anspruch nahm, indem ich hinausging.

Die Rezeptionistin telefonierte gerade, zwitscherte mit unnatürlich hoher Stimme in den Hörer, während sie gleichzeitig auf der Tastatur tippte. Sie war nicht allein, aber diesmal waren es keine Patienten, die nebeneinander an der Rezeption standen. Die eine Person war eine junge Frau, die denselben Kittel wie jene hinter dem Schalter trug, er unterschied sich darin vom Ärztekittel, dass er ärmellos war. Also war sie wohl ebenfalls eine Arztgehilfin – und sie hatte langes violettes Haar, das im Moment in einem geflochtenen Zopf über ihrer Schulter hing. Sie wartete geduldig darauf, dass der Arzt neben ihr mit dem Lesen der Akte fertig wurde.

Als ich diesen ins Auge nahm, sank mein Mut und meine Zuversicht ins Bodenlose. Das kurze weiße Haar, die gebräunte Haut, die goldenen Augen, die jeden stets durch die Gläser seiner Brille verurteilten, die immerzu gerunzelte Stirn ... ich kannte ihn und ich besaß keine guten Erinnerungen an diesen Mann.

Mein spontan gefasster Plan, schnell an ihm vorbeizulaufen und zu verschwinden, ehe er mich entdecken konnte, wurde von Belfond zunichte gemacht: „Ich hoffe, Sie sind nun zufrieden, Dr. Dragana. Einen schönen Tag noch.“

Im selben Moment, in dem er meinen Namen hörte, hob der andere Arzt den Blick und richtete diesen auf mich. Sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr. „Konia.“

„Jii“, erwiderte ich genauso trocken wie er.

Belfond sah zwischen uns beiden hin und her. „Ihr kennt euch?“

„Ja, von der Schule“, antwortete ich.

„Leider“, ergänzte Jii.

Jii Tharom war mir im selben Jahr begegnet wie Jarl, aber die Begeisterung für ihn hatte sich in Grenzen gehalten. Während zwischen Jarl und mir eine Freundschaft erwuchs, war eine Feindschaft zwischen Jii und mir entstanden, die sich nie hatte beilegen lassen. Unsere Noten waren stets identisch gewesen, egal wie viel Arbeit wir hineingesteckt hatten, wie viele Sonderprojekte, wie viele Nächte es uns auch

gekostet hatte. Deswegen war ich froh gewesen, dass wir uns nach dem Schulabschluss nicht mehr begegnet waren, da wir an unterschiedlichen Universitäten angenommen worden waren. Und nun war er ausgerechnet hier.

„Was tust du hier?“, fragte er sofort misstrauisch, als fürchtete er, ich könne ihm hier irgendetwas wegnehmen wollen, und wenn es sich dabei nur um Belfond handelte.

„Ich hatte eine Frage an Dr. Belfond, bezüglich der Mordserie.“

Warum sollte ich mir für jemanden wie Jii eine Ausrede einfallen lassen? Selbst der schockierte Blick der Arzthelferin neben ihm, ließ mich nicht bereuen, es gesagt zu haben.

Jii sah zu Belfond hinüber, dieser winkte müde ab. „Ich habe ihr gesagt, dass ich nichts darüber weiß. Und nun“ – er wandte sich mir zu – „möchte ich Sie bitten, zu gehen.“

In seinen Worten lag eine unausgesprochene Drohung, ich bevorzugte es, diese nicht zu provozieren, außerdem wollte ich lieber schnellstens weg von Jii. Also verabschiedete ich mich knapp, entschuldigte mich für die Störung und verließ die Praxis.

Ich war mir nicht sicher, ob ich enttäuscht sein sollte über die Ergebnisse oder ob es genau das war, was ich erwartet und erhofft hatte. Belfond sagte, er wusste nichts darüber, aber ich glaubte ihm nicht. Die Finanzen der Praxis erschienen mir suspekt, dieser Mann war nicht gerade vertrauenserweckend – und dass er mit Jii arbeitete, machte es auch nicht besser. Vielleicht war auch Jii derjenige, der unsere Ergebnisse gestohlen hatte und aus irgendeinem Grund war das entstandene Wesen auf Belfond geprägt. Möglicherweise arbeiteten sie auch beide zusammen. Jii traute ich alles zu, besonders wenn es mit mir im Zusammenhang stand. Er mochte sich früher nie aggressiv gezeigt haben, aber möglicherweise war das nun anders.

Wie sollte ich weiter vorgehen? Ich könnte es den Jägern überlassen, die bestimmt auch noch auftauchen, aber vielleicht wechselten sie auch schnell wieder den Verdächtigen und wandten ihr Augenmerk jemand anderem zu, was ein fataler Fehler wäre, wie ich glaubte.

„Entschuldigung.“

Eine fremde Stimme bewahrte mich davor, zu sehr in meine Gedanken abzudriften. Ich drehte mich um und sah mich der jungen Arzthelferin gegenüber, die mich verlegen lächelnd ansah. Sie zwirbelte das Ende ihres Zopfes zwischen ihren Fingern. „Ein Glück, dass ich Sie noch erreicht habe.“

Ich hoffte sofort, dass sie mit mir sprechen wollte, weil ich eben doch recht hatte und sie mir das beweisen wollte – aber natürlich wurde ich enttäuscht: „Ich wollte Ihnen nur sagen, dass Dr. Belfond ein guter Mensch ist. Er leidet sehr unter dem Tod seiner Patientinnen. Ich bin überzeugt, dass er nichts damit zu tun hat.“

Ich war davon allerdings gar nicht überzeugt und konnte das auch nicht verbergen:

„Woher wollen Sie das wissen? Er würde es Ihnen wohl kaum auf die Nase binden.“

Statt über meine Widerworte empört zu sein, lächelte sie nur ein wenig strahlender.

„Das ist gar nicht so schwer zu bemerken, wenn man viel Kontakt mit ihm hat. Sein Gesicht sagt vielleicht nicht so viel aus, aber dafür so einiges anderes. Wenn man das erst einmal gelernt hat, kann man so viel mehr von ihm erfahren~.“

Sie war wirklich begeistert von diesem Mann. Kein Wunder, dass sie ihn derart in Schutz nahm. Aber ich ließ mich davon nicht blenden. Er arbeitete mit Jii zusammen, also musste ich auch ihm alles zutrauen. Und dieser Arzt war meiner Meinung nach das passende nächste Thema: „Was ist mit Dr. Tharom? Trauen Sie es ihm auch nicht zu?“

„Natürlich nicht.“ Ihr Lächeln wandelte sich um keine Nuance. „Dr. Tharom ist ein sehr guter Arzt. Er könnte niemals jemanden umbringen. Oder mit dem Wissen

herumlaufen, dass wegen ihm jemand stirbt. Und das weiß ich auch ganz sicher.“ Entweder hatte sie recht – oder die beiden Männer waren einfach nur sehr gut darin, ihr etwas vorzuspielen, vielleicht war sie sogar noch naiv, dann hätten sie es auch noch leicht.

„Warum erzählen Sie mir das?“

Mir extra nachzulaufen, nur um mir zu versichern, dass man selbst nicht glaube, dass es sich bei den Vorgesetzten um Mörder handele, kam mir doch ein wenig fragwürdig vor. Wer machte denn so etwas? Mir käme es jedenfalls nicht in den Sinn.

Dieser Frau aber wohl schon. Sie lachte verlegen, aber nicht gekünstelt. „Ich glaube, Dr. Belfond findet Sie sympathisch, sonst hätte er am Ende nicht noch mit Ihnen gesprochen. Ich wollte deswegen verhindern, dass Sie eine so schlechte Meinung von ihm bekommen.“

Was für eine erbärmliche Ausrede! Möglicherweise war sie auch diejenige, die neue Opfer markierte. Ich sollte wohl wirklich auf mich aufpassen in der nächsten Zeit. Aber ich würde sie keinesfalls wissen lassen, dass ich etwas ahnte.

„Ich werde darüber nachdenken. Aber jetzt muss ich wirklich gehen.“

„Oh, ich muss auch zurück“, erwiderte sie, als ihr wohl bewusst wurde, wie lange sie hier bereits stand. „Einen schönen Tag noch, Doktor.“

Sie fuhr herum und ging eilig wieder in die Praxis zurück. Ich blieb noch einen Moment stehen, um ihr hinterherzusehen und mir darüber Gedanken zu machen, was ich tun sollte. Auf jeden Fall wurde es Zeit für einen Besuch im Labor. Dort sollte ich vielleicht mit Jarl darüber sprechen, wie wir weiter vorgehen sollten. Gemeinsam mit ihm wäre es uns mit Sicherheit möglich, etwas zu tun, um den Einbrecher *und* den Mörder zu schnappen – und das am besten, bevor er noch einmal zuschlug.